Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Jugendliebe [Fortsetzung]
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573539

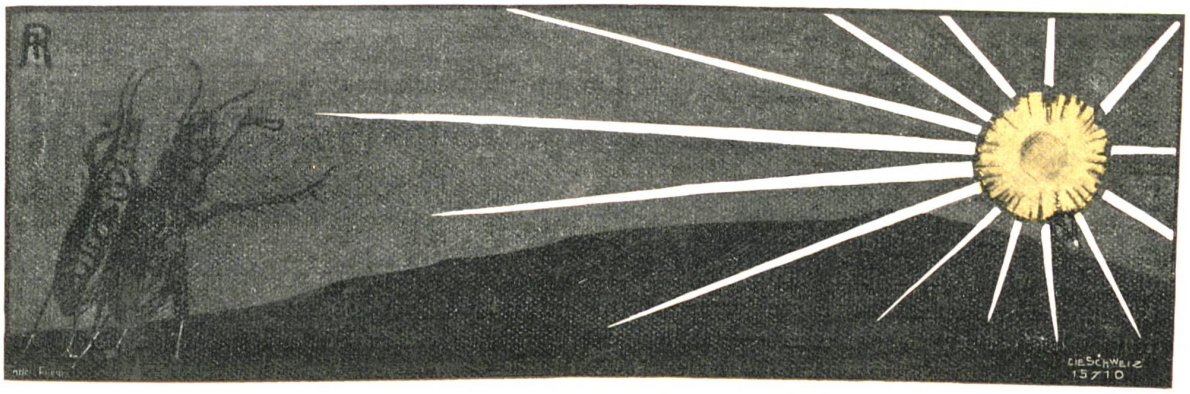
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Die Sonne der Käfer (Huflattich). Kopfleiste von Robert Rüegg, Zumikon.

❋ Jugendliebe ❋

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Adolf Vögtlin, Zürich.

(Fortsetzung).

Jetzt aber ging meine Seele in einem andern Bilde unter. Dort drüben, auf dem jenseitigen Uferweg, schritt langsam ein altes Mütterchen im schwarzen Kleid am Arme eines schlanken blonden Jünglings dahin, indem sie sich ganz auf seine junge Kraft hinstützte. Ich zuckte in meinem Innern zusammen. Wie durch den durchsichtigen Schleier eines Traumes hindurch sah ich mein eigenes Bild von ehedem, da ich meine gebrechliche Mutter in der Frühlingssonne spazieren führte, wie sie jeden Gruß der Bekannten mit glücklichem Lächeln erwiderte, glücklich im Stolz auf ihren Sohn, der ihr Ehre machte und an dem sie mit ganzem Herzen hing wie an einer letzten großen Hoffnung.

Wir mochten eine Weile schweigend dagesessen haben. Ein Wirrwarr von Eindrücken wogte durch meinen Geist. Wie hatte ich mir unser Zusammensein ausgemalt! Stunden des süßesten Selbstvergessens wollte ich erleben! Und nun diese Zänkereien und Widerwärtigkeiten! Vor allem versetzte mich die mit dem Bündner Wirt in eine Art Bitterkeit gegen mich selbst. Ich mußte an meine Mutter denken. Seit Monaten war ich ohne Nachricht von ihr. Ich sah ihr blasses, kummervolles Antlitz vor mir, sah sie die Hände ringen, daß sie so hart gegen mich gewesen, mich so halb und halb verstoßen hatte. Allein ich mußte sie entschuldigen; denn sie hatte doch nichts anderes bezwecken wollen, als meinen starren Willen brechen, mein verirrtes Herz einem Wesen zuführen, das dem meinigen, das sie besser zu kennen meinte als ich selber, mehr entspräche.

Und wie ich sie sah, sich selbst überlassen, losgelöst von dem einzigen Kind, das noch ihrer Fürsorge und deshalb auch ihrem Willen unterstand, wie ich sie vor mir sah, bald die Arme vor Schmerz verwerfend, bald ihr Herz mit den Händen umklammernd, ihr armes Herz, das soviel gelitten hatte und das immer noch Liebe zu geben vermochte und immer noch mir gab, ihrem Jüngsten und Einzigen — da fing ich an zu schluchzen. Es schlug mir auf einmal die Hände vors Gesicht, und die Tränen rannen.

Da legte sich eine sanfte Hand auf die meine, ein Haupt lehnte sich an meine Schulter, und seidenweiche Haare schmiegten sich kühlend an meinen heißen Hals.

War es das Ungewohnte des Gefühls oder der von mir unbewußt ersehnte freie Antrieb, aus dem heraus Helene zum ersten Mal ihrer Zuneigung zu mir körperlich Ausdruck gab — ich weiß nur, daß all mein Schmerz wie hinweggeweht war und daß es plötzlich wie mit einem neuen süßen Odem meine Brust erfüllte. Ein Augenblick nur — und ich vermochte über meinen Tränenerguß zu lächeln, indem ich meine Geliebte enger an mich zog. Glücklich über ihren Sieg, sah sie mich mit großen Augen an. Eine Frage glänzte darin auf. „Du willst etwas von mir, hast etwas auf dem Herzen?" fragte ich.

„Ja, Paul! Du hast immer noch ein großes Geheimnis vor mir. Weißt du welches?"

„Keine Idee."

„So denk' an Genf! Was hast du dort erlebt? Du schriebst mir einmal von einer großen Versuchung ..."

„Ach," sagte ich, etwas wegwerfend, „bist du neugierig?"

„Ja, in allem, was dich betrifft."

„Nun, du sollst es wissen. Aber nicht hier. Einmal in einer verschwiegenen Nacht sollst du es wissen!"

Worüber wir uns hernach unterhielten, ist meinem Gedächtnis entfallen. Ich weiß nur noch, wie angenehm es mich berührte, daß sie auf meinen Vorschlag, eine

Kahnfahrt zu machen, willig einging und sich meiner Führung unter heiterm Geplauder anvertraute.

Um so mehr überraschte mich dann ihr Verhalten, als wir auf dem Wege zum Bahnhof eine dichtbefahrene Straße zu kreuzen hatten. Ich entdeckte eine große Lücke im Wagenzug, der jeweilen auf Befehl der Polizei anhält, welchen Moment die Fußgänger zum Ueberschreiten der Straßen benützen müssen. Ich faßte Helene bei der Hand, um sie sicher hinüberzuführen. Da löste sie, als ich einige Schritte vor einem Gefährte kreuzte, plötzlich ihre Hand aus der meinen und floh auf den Fußsteig zurück, während ich ungefährdet durchkam. Drüben wartete ich auf sie bis zur nächsten Gelegenheit. Ich konnte mich nicht enthalten, sie zu fragen, weshalb sie sich von mir losgelöst habe, und sie bekannte, es sei aus Angst geschehen. Das kam mir nun wieder seltsam vor und gab mir auf der Heimfahrt nach Bournemouth, nachdem ich sie auf einen der Nordbahnhöfe Londons begleitet hatte, zu denken. Im Geiste durchlebte ich all die schönen Situationen zwischen Liebenden, wie sie in der Lyrik von Walther von der Vogelweide über Simon Dach und Paul Fleming hinweg bis zu Goethe und Heine geschildert wurden, durchlebte das wunderbare Vertrauen, die beseligende Ruhe, die dort die Nähe des Geliebten einer Liebenden und umgekehrt gewährt, und mußte mir immer wieder vorhalten, wie Helene ihren eigenen Kopf gehabt und ihren eigenen Weg gegangen war, ohne das bezeichnende unbewußte Bedürfnis, mit mir zu halten, an mich sich anzuschmiegen. So blieb denn von diesem Fest der Liebe nicht viel mehr übrig als von andern Festen: welke Kränze! Und die bunten Schleifen daran verwandelten sich im Schatten meiner Erinnerung in Trauerflöre, Gedenkzeichen an ungenossenes Glück, bestrittenes Vertrauen und verquälte Innigkeit.

Wir hatten beide das Gefühl, wir seien einander kalt begegnet, und die Briefe, die diesem Londoner Stelldichein folgten, waren voll von Selbstanklagen. Was und wer stand denn wie eine Eiswand zwischen uns und verhinderte das Ueberströmen der Gefühle, jene gegenseitige Beseligung, von welcher der Dichter des Hohen Liedes singt und nach der mein Herz umsonst und schon so lange sich sehnte?

War es die Mutter oder mein böses Gewissen, war es die ungebührlich verlängerte Heimlichkeit in einer Sache, die nur im Licht der öffentlichen Sonne reifen kann und die deshalb, weil wir sie im Schatten hielten, so kraft- und freudlos dahinkränkelte und zu tödeln anfing? Am Ende gehörten wir nicht zusammen ... Der Gedanke war mir furchtbar; allein er kehrte immer wieder, so oft ich ihn verscheuchte. Wie? Lagen am Ende jene geheimnisvollen Elemente, die sich suchen und anziehen kraft einer magischen Gewalt, bis sie sich gefunden, und dann nicht ruhen, ehe sie sich zu einer seligen Einheit verschmolzen haben, nicht in uns verschlossen?

Ich begann darüber in schlaflosen Nächten nachzudenken. War Helene zu reif, zu selbständig, als daß sie das Bedürfnis nach Anschmiegung in dem von mir gewünschten Maße empfunden hätte?

Seltsam, in den Träumen sah ich sie nun häufig weinen, während sie mir bis dahin in engelhafter Heiterkeit und Anmut erschienen war! Häufig kehrte jene Begebenheit mit dem Leichenzug in Genf im Traumbild wieder, das mit der Zeit und in Verbindung mit den Empfindungen und Vorstellungen, die mich in diesen Wochen des Zweifelns heimsuchten, verschiedenste Veränderungen erlitt. Eine der Formen behauptete sich dann, und zwar so eindrücklich, daß sie sich gegenwärtig gelegentlich noch bei mir einstellt.

Helene und ich sehen den bekränzten Leichenwagen daherkommen und eilen von den beiden Straßenrändern aufeinander zu, um nicht durch den unendlich langen Zug getrennt zu werden. Da hält der Wagen an, und wie wir näher hinzutreten, da werden unsere Augen hellsehend, oder der schwarze Holzsarg verwandelt sich in einen gläsernen, und da liegt wie im Märchen ein himmlisch schönes Kindlein in Rosenblüten ausgestreckt. Sein liebliches Gesicht, von goldenem Haar umrahmt, und die gefalteten Händchen, die aus einem blauen Seidenkleid mit weißen Spitzen hervorschauen, tragen die frischen Farben des Lebens. Wie das Kind die blauen Augen aufschlägt, da sehen wir beide, daß es Helene in ihren Kinderjahren ist, so, wie ich sie zum ersten Mal im Leben geschaut. Des Kindleins Lippen beben und öffnen sich, und wir hören, wie sie leise das rätselhafte Wort zu uns sagt: „Ihr könnt nun auseinandergehen; denn ich bin gestorben." Der Wagen bewegt sich, und wir stehen getrennt an den beiden Straßenrändern, und der Zug folgt und will nicht enden, nicht enden, bis ich vor Ungeduld erwache.

Ich teilte Helene auch diesen Traum wie alles andere mit, und sie schrieb mir darauf, daß sie darüber eine ganze Nacht durchweint habe. „Gott verhüte," schrieb sie, „daß unsere Jugendliebe je sterbe; denn ich könnte ohne das Bewußtsein, dich lieben zu dürfen und von dir geliebt zu werden, nicht mehr leben. Es ist mir wie die tägliche Luft, deren Entzug mir den Atem benähme und mein Herz zum Stocken brächte ..." Ihr könnt euch vorstellen, daß solche und ähnliche Beteuerungen meinen Puls in raschere Gangart setzten, und da sie schriftlich gegeben waren, hatten sie vor den mündlichen, die kaum gesprochen schon verrauschen, den Vorzug, sich immer wieder vornehmen zu lassen, sodaß sich mein männlicher Stolz wie an einem Dauerbrenner die

Hände immer von neuem erwärmen konnte, wenn sie kalt zu werden begannen. Dazu kam dann noch eine Mitteilung von Freund Carolus, die mir die erlebten Enttäuschungen vergessen half. Er hatte erfahren, daß ein reicher, künstlerisch veranlagter Jüngling, der in Genf, wie mir nicht ganz entgangen war, sich schüchtern um Helene umgetan, Ernst gemacht und sie bei ihren Verwandten zur Ehe verlangt hatte. Innig befreundet mit den Söhnen ihres Onkels und über den Zaun benachbart, hatte er leichtes Spiel gehabt, häufig mit ihr zusammenzutreffen. Jedenfalls war er den Verwandten, die sich doch einigermaßen für Helene verantwortlich fühlten, mit seiner Werbung sehr willkommen und fand unbedingt ihre Unterstützung. Mit um so größerem Stolz erfüllte mich nun die Nachricht, daß Helene seine Werbung rundweg abgeschlagen habe, und sie führte meine zwiespältig gewordene, schwankende Stimmung wieder zu Harmonie und Festigkeit, sodaß in den kommenden Monaten meine Seelenruhe kaum eine Störung erlitt. Gelassen lag ich der Arbeit ob, den Blick immer auf unser fernes Glück gerichtet, wie der Steuermann am Rade unentwegt sein Ziel im Auge behält und sich nicht kümmert um die Wellen, die am Bug zerschellen.

So erhielten denn meine Gedichte aus jener Zeit wieder mehr Licht und Wärme als früher, und der Weltschmerz wich der Lebensfreude. Auch im Benehmen gegenüber der Frauenwelt trat eine wahrnehmbare Aenderung ein. War ich gegenüber jungen Damen schüchtern und linkisch gewesen, so wunderte ich mich jetzt selbst über meine unbefangene Sicherheit. Diese wurde mir nirgends deutlicher als auf einer Meerfahrt von Harwich nach Rotterdam, als ich zur Fortsetzung meiner Studien nach Basel und später nach Straßburg übersiedelte.

Da es mir im Zwischendeck zu schwül war und der Mond eben als goldene Sichel am Nachthimmel aufging, stieg ich auf Deck, wo ich mich bald mit einer jungen Rheinländerin, die nach der Heimat in die Ferien ging, allein befand. Bis zum frühen Morgen blieben wir oben, bald spazierend, bald, in unsere Mäntel eingehüllt, nebeneinandersitzend. Als es sie fröstelte, hüllte ich sie in meinen Shawl ein und holte ihr Tee herauf. Die Sterne, der Mond und das Meeresleuchten gaben den Stoff für unsere Unterhaltung. Bei alledem benahm ich mich so sicher und munter, daß der Steuermann, als wir bei Sonnenaufgang mit ihm zu plaudern begannen, die junge Dame immer als meine Schwester anredete, was uns beide gleichermaßen ergötzte.

In Straßburg traf ich wieder mit unserm Carolus zusammen, wohnte mit ihm im selben Haus und freute mich seiner fröhlichen Kameradschaft und geistigen Anregung, die ich in England als Magister entbehrt hatte. Ich konnte nun ruhig vier bis fünf Semester studieren, da ich das nötige Geld dazu in England erobert hatte, und Helene half in ihrer Weise mit, mir das seelische Gleichgewicht zu bewahren. Jede Woche erhielt ich einen Brief von ihr. Fast alle handelten von literarischen Gegenständen: wir waren eben über die ossianische Periode hinausgekommen. Oft besprach sie meine Gedichte und veranlaßte mich, dieses oder jenes in deutschen Zeitschriften zu veröffentlichen. Sie lobte und tadelte mit durchweg ästhetischen Gründen und zeigte sich frei von dem sogenannten Geschmacksurteil, das eben keines ist. Rüstig kam ich in dem Studium voran, immer von der Hoffnung angeeifert, Helene bald als meine Gattin heimzuführen. Da, gegen das Ende meiner Studien, kam ich neuerdings ins Schwanken. Ich zeigte Carolus einen Brief von ihr, der keine besondern Vertraulichkeiten, sondern mehr nur literarische Erörterungen enthielt und sich über meine Leistungen aussprach. Als er mir den Brief zurückgab, sah er mir lange, in einen Gedanken verloren, in die Augen und wendete sich dann, ohne ein Wort zu sagen, trüb sinnend von mir ab.

Das fiel mir auf. „Du," rief ich, ihn beim Arme fassend, „sag' mir, was du denkst ... Ich bitte dich!"

„Was willst du von mir? Soll ich dir meinen Eindruck sagen von ihr? ... Oder von dem Brief?"

„Sag' mir einfach, was für ein Gedanke dich so betroffen macht, ohne Schonung, hörst du?"

„Das wäre unzart, Paul!"

„Gleichviel!" rief ich. „Ich muß es wissen ... Bei unserer Freundschaft!" drang ich auf Carolus ein.

„Nun denn," sagte er jetzt mit bestimmtem Tone, „am Ende wäre es unaufrichtig von mir, wenn ich dir meine Eindrücke vorenthalten würde. Ruht das Haus eurer Liebe auf so schwachen Pfeilern, daß es einbricht, wenn ein Verdacht daran klopft, so breche es ein, je früher, desto besser! Der Meinung bist du ja sonst auch, nicht wahr?"

„Unbedingt!" pflichtete ich bei.

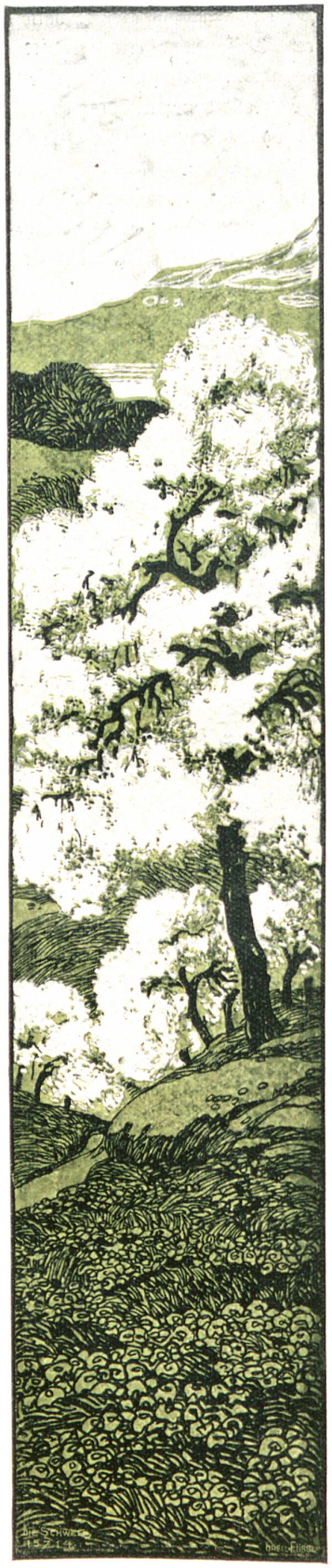
„Meine Ueberzeugung ist die," hub er tief aufatmend an, „Helene liebt dich nicht, besser gesagt: sie liebt nur deinen Geist, nicht deine Person."

Ich mochte ihm schreckhafte Blicke zugeworfen haben; er fügte beschwichtigend hinzu: „Das ist natürlich nur mein Eindruck. Beweisen kann ich nichts; es ist sogar möglich, daß ich mich irre."

Ich saß wortlos da und konnte nichts entgegnen. Da fuhr er auf mich zu: „Nein, es ist so! Dein Verhalten zeigt deutlich genug, daß es so ist. Weshalb schweigst du? ... Weil du selbst schon Zweifel gehegt hast!"

„Du sagst es!" bekannte ich.

„Nun denn, so tritt den Funken aus, eh' er euch beiden zum Höllenbrand wird!"



Er nahm den Hut, ging erregt hinaus und begab sich auf sein Zimmer über mir, wo ich ihn, obschon ich selber mich wahnsinnigem Grübeln hingab, hin- und herschreiten hörte.

Dann kam er wieder herunter und sagte mit weicher Stimme: „Du, Paul, meinen Ausbruch von vorhin mußt du mir zugute halten. Sieh, ich hab' es schon zu lange mitangesehen, wie du dich verzehrst. Denn, weißt du, dein übermäßiges und übernächtiges Schaffen hat seinen Grund noch anderswo als in der Sehnsucht, sobald als möglich eine Brotstelle zu ergattern, um dich mit Helene vereinigen zu können. Wenn du Nächte hindurch laut Gebete sprichst und Vorträge hältst, so geschieht es wohl auch, um die Stimme deiner Zweifel niederzuschreien."

Ich saß da, den Kopf in die Hände gestützt, das Herz dem Weinen nah, und brachte nichts hervor als das Wort: „O, du Prophet des Unbewußten!"

Da kam er auf mich zu, faßte teilnehmend meinen Kopf in seinen Arm und sagte: „Ich will dir keine Wunden schlagen; das glaubst du mir, nicht wahr, Paul? Verborgene Wunden will ich dir heilen helfen, indem ich einschneide und brenne."

„Ja," sagte ich in bitterer Zerknirschung, „das alles glaub' ich dir. Und nun soll ich hingehen und Psalmen singen und rufen: ‚Du hast sie mir gegeben, du sollst sie mir nehmen, gelobt seist du!'"

Er sah ein, daß jetzt mit mir nichts anzufangen war, nahm mir die Hand, drückte sie kräftig und sagte begütigend: „Wir werden noch miteinander reden, Paulus!"

Als er weg war, warf ich mich jammernd auf mein Bett und zerquälte mein Herz. Dann kam ein langer erquickender Schlaf über mich, aus dem ich erst am späten Morgen erwachte. Da stand Helene wieder in frischer Lieblichkeit vor mir wie die verstaubte Frühlingsnatur nach einem ausgiebigen, Knospen sprengenden Regen. Er hatte gut warnen. Wenn schon der leibhaftige Vernunftmensch, der strenge Richter, in zweifelhaften Schuldfällen sich für die bessere Möglichkeit entscheidet und den Angeklagten freispricht, wieviel mehr mußte mein Herz geneigt sein, das Beste anzunehmen und die Verdächtigungen meiner Liebe durch meinen Freund in den Wind zu schlagen! Nun waren es beinahe zweimal sieben Jahre, seit sich all meine Energie in Lieben und Denken aufgelöst hatte, und im Mittelpunkt dieser verborgenen und von niemand betretenen Welt hatte Helene gestanden. Ein Bäumchen, das sich so lange Zeit und so tief in Grund und Boden eingelebt hat, wird nicht vom ersten besten Windstoß entwurzelt.

Als deshalb Carolus einige Wochen später die in Aussicht gestellte Unterredung aufnehmen wollte, schnitt ich ihm das Wort kurz ab: „Ich glaube, mein Lieber, das ist eine durchaus interne Angelegenheit, die auch von innen heraus gelöst werden muß."

Er wußte, woran er mit mir war, und berührte mit keiner Silbe mehr diesen Gegenstand, der doch so ganz meine Sache war und bleiben mußte.

Für das Unrecht jedoch, das ich Helene in Gedanken zugefügt hatte, tat ich im stillen Buße und schickte ihr als Abfindung vor meinem eigenen Gewissen einen goldenen Ring mit fünf eingelegten Perlen, den sie heute noch trägt. Der Verkehr mit ihr gewann indes keine neuen Momente, es sei denn, daß ich, angesichts des Studienabschlusses und der mir in der Schweiz bevorstehenden Ordination, etwas wärmer von unserer Zukunft sprach und weniger von Tinte und Papier und dem, was darauf steht, daß auch die

Vorstellungen von unserer Vereinigung, die mir so nahe schien, lebensvoller und bewegter wurden als zuvor. Je blühender, farbiger und heißer meine Phantasie wurde, desto mächtiger wuchs auch mein Verlangen, das so viele Jahre hindurch geliebte Mädchen für immer in meine Arme zu schließen. Wie sehnte ich mich danach, ihre Seele zu besitzen, die mir so herrlich schien und groß und die mir ganz entfremdet war!

Nicht auf Rosen sollte sie gebettet sein. Ich dachte mir unser Glück nur in Verbindung mit geistiger Arbeit, die der Wohlfahrt der einstigen mir anvertrauten Gemeinde gewidmet sein sollte, und ich sah schon, wie im Traum, die Kinder meiner Schutzbefohlenen im Pfarrhof ihr zu Füßen sitzen, Helenen, die ihnen lebenkündende Geschichten erzählte, mit entzückten Sinnen lauschend, während ich selber meine ganze Kraft einsetzte, um die Bewohnerschaft zur Eintracht zu erziehen und ihren Sinn für die wertvollen Güter der Menschheit zu wecken. Für Poesie und Kunst sollten ihnen die Augen geöffnet werden. In den langen Winterabenden wollte ich bedeutende Dichtungen vorlesen, ein Schauspiel mit ihnen einüben und dergleichen. So völlig verkehrt waren infolge einseitiger Betätigung meines Denkorgans und einsiedlerischer Absonderung in meinem Studienschneckenhaus meine Ansichten über das Wesen und den Zweck der Ehe geworden, daß ich es als krankhaft ansah, wenn mein Herz gegen die Wände pochte, als sie mir Worte der Verheißung schrieb; so gründlich täuschte ich mich über die Natur des Menschen, der weder vom Brote noch vom Geist allein zu leben vermag, daß ich mich meiner schämte und mich hätte kasteien mögen, sobald ich merkte, wie meine ganze Nervenkraft vor Ungeduld der Geliebten entgegenbebte, wie die Liebe mit ihren Flammenflügeln mir sinnverwirrend das Haupt umrauschte, als sie mir eines Tages ihren Besuch in Straßburg ankündigte.

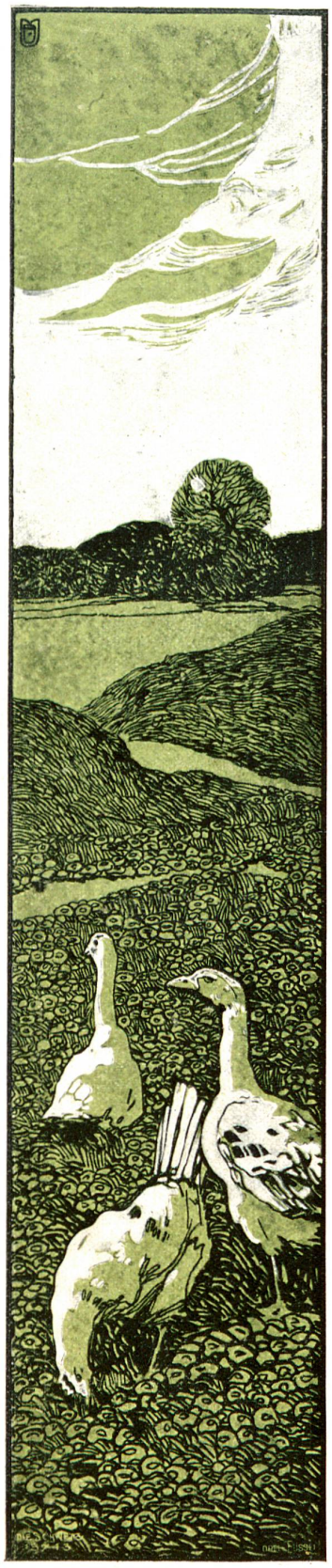
Der Empfang auf dem Bahnhof war aber lau. Allerdings lud ich sogleich den größern Teil der Schuld auf meine Seite, da ich mich wegen der Anwesenheit vieler Professoren und Studenten, die bereits in die Sommerferien abreisten, gehemmt fühlte. Ich mietete eine Droschke, um Helene nach einem Gasthof zu bringen, der in der Nähe meiner Wohnung gelegen war.

Unterwegs erzählte sie mir, strahlend vor Freude, daß sie nun eine leichte einträgliche Stelle an einem großen Institut in einer Vorstadt Londons gefunden habe, wo sie nur die eine Tageshälfte in Anspruch genommen sei. Das sei für sie besonders auch darum verheißungsvoll, weil sie nun Zeit habe, wissenschaftlichen Studien obzuliegen. „Ich bin nämlich," fuhr sie, nicht ohne den Ausdruck hoher Genugtuung fort, „eine Jüngerin der Miß Stockes geworden und studiere lebhaft Folklore."

„Was ist das?" fragte ich bescheiden.

Da warf sie sich im Wagen keck zu mir herum und lachte mir ins Gesicht: „Wie? Du bist so ein verkappter Germanist, ein Schüler der Gebrüder Grimm, und weißt das nicht?"

Sie schilderte mir dann ernsthaft und nicht ohne eine gewisse Selbstüberhebung, was man unter dieser Wissenschaft zu verstehen habe. Es stellte sich heraus, daß ich ihr allerdings auch schon gedient hatte, aber nicht unter englischer Fahne. Sie erzählte mir ferner, indem sie immer mehr philologischen Eifer entwickelte, daß sie begonnen habe, die indianischen Mythen und Volksgesänge, die Longfellows „Hiawatha" zugrunde liegen, mit der finnischen Kalewala und der Orpheussage zu vergleichen, und machte eine Reihe Aehnlichkeiten namhaft, indem sie zugleich die Hoffnung aussprach, nachzuweisen, daß Hiawatha, der finnische Volksheld Wain und der griechische Orpheus im Grunde identisch seien, gerade wie Tell und Odysseus.



Den ganzen Nachmittag bestritt sie mit wissenschaftlichem Gespräch, und ich merkte deutlich, daß sie reifer und mir überlegen geworden war. Eine gewisse Entschiedenheit des Willens drückte sich bereits in ihren Gesichtszügen aus und verdrängte die blühende Frische und die kindliche Weichheit aus ihrem Antlitz.

Als ich sie auf mein Zimmer führte, wo sie den Tee bereitete, spielte sie während des Tischdeckens den letzten Trumpf aus: „Und mit dieser Arbeit will ich mir dann in London den Magistertitel verdienen!"

Nun, das war eine Bombe, diese Ueberraschung! Ich erfuhr dann, daß sie schon mit Londoner Professoren gesprochen und sich gewissermaßen die Priorität ihrer interessanten Idee gesichert hatte.

Eine solche Vorsichtsmaßregel wäre mir niemals eingefallen.

Ich konnte an ihrer Begeisterung nicht teilnehmen, konnte sie nicht beglückwünschen. Was hatte das alles mit meinen Plänen zu schaffen? Wo wollte sie hinaus?

Verstimmt fragte ich sie: „Wieviel Zeit brauchst du denn zu alledem?"

Das dämpfte ihren Jubel, und sie antwortete etwas betreten: „Ich denke, in zwei bis drei Jahren wird's möglich sein."

„So!" sagte ich trocken, wandte mich ab und stellte mich ans Fenster.

„Sollte es dich nicht freuen, daß ich meinen eigenen Willen habe?"

„Doch, doch!" entgegnete ich. „Nur solltest du bedenken, daß wir zwei später zusammen nur einen Weg gehen dürfen; wie soll das möglich sein, wenn jedes seinem eigenen Willen zu folgen bestrebt ist?"

Das machte sie stutzig. Sie setzte sich in die Sofaecke und spann sich in Gedanken ein. Mir war, als fühlte ich ihre Blicke sich auf mich heften. Minutenlang schwiegen wir. Endlich dunkelte es im Zimmer. Vom Münsterturm her kam der Schatten hereingeschlichen.

Ich wandte mich vom Fenster ab und setzte mich ihr zur Seite, indem ich in meiner Gedankenlosigkeit, oder vielmehr von Hintergedanken erfüllt, leise den ebenso bedeutenden als neutralen Satz aussprach: „Es will schon Abend werden!" Nur in keine weitern Erörterungen mich verbeißen; davor wollte ich mich in acht nehmen. Der Tag sollte uns näherbringen; ich wollte endlich die holde Bestätigung dessen fühlen, was ich mir so lange erdacht und vorgestellt hatte. Also jeder Sophisterei rundweg die Türe weisen! Das Leben würde uns, würde namentlich sie später schon lehren, was zu tun und zu lassen sei.

Auf einmal sah sie mich mit großen Augen an, und es funkelte darin blitzschnell auf, als hätte sie mich ebenso plötzlich durchschaut und verstanden. Sie lachte heraus und gab mir die einzig richtige Antwort: „Und dann kommt bald die Nacht!"

Ich war geneigt, etwas Besonderes aus dieser harmlosen Weisheit für mich herauszulesen, und sah sie fragend an, indem ich sie auf meinen Schoß herüberhob. Sie schlang wie ein vertrauliches Kind ihren Arm um meinen Hals. Da zog ich ihren Kopf an mich und suchte ihren Mund, voll Sehnsucht nach dem ersten Kuß, nach dem ich nun beinahe zweimal solange, als Jakobs Werbung dauerte, geschmachtet und unter dem ich mir immer die süßeste Seligkeit des Lebens vorgestellt hatte. Ihr Mund kam dem meinen halb entgegen. Dann erfolgte ein Zusammenstoß, und ein trockenes Geräusch ging daraus hervor. Wir hatten mit zusammengekniffenen Lippen den ersten Kuß getan, ohne daß eine stärkere Empfindung in uns ausgelöst worden wäre. Es war Luft gegen Luft, nicht Leben und Feuer gegen Leben und Feuer, und so zerging es in der Luft. Weder sie noch ich verstand das Küssen.

Ich sagte mir: Nun, das lernt sich noch; auch das Küssen hat seine geheimnisvolle Technik.

Allmählich kam die Nacht herein. Helene ging an den Tisch, zündete die Lampe an und setzte sich wieder neben mir aufs Sofa. Dann fing sie an, ihre Siebensachen zurechtzulegen, als ob sie Abschied nehmen wollte. Ich umschlang sie und fragte: „Willst du nicht bei mir bleiben?"

„Wo denkst du hin, Paul? . . . Das darf ich doch nicht!" sagte sie mit einem Anflug von Entrüstung.

„Ach, es wäre so schön," entgegnete ich, „eine ganze lange Nacht hindurch von meinem Stübchen aus mit dir in die Sterne zu blicken! Weißt du, so: ‚Lehn' deine Wang' an meine Wang'!'" Ich sang die Melodie, so zart ich konnte.

Sie sagte nichts darauf. Das betrübte mich. Sie merkte es wohl und hatte auch sogleich einen Einfall, der mir die volle Freude am Augenblick mit einem Male wiedergab. „Weißt du was, begleite mich heute nacht nach Appenweier! Dort muß ich auf den Schnellzug, der mich nach Basel bringt, drei Stunden warten. Die wollen wir zusammen unter den Sternen wandeln, wenn das Wetter schön ist."

„O," rief ich entzückt, „es wird schön werden, es muß schön werden!"

„Also, du willst?"

„Ob ich will? Ist das eine Frage!"

Da packte sie ihre Siebensachen ein, auch die philologischen Schriften, die sie mir zum Studieren empfohlen hatte, und ich hinderte sie nicht daran. Dann begleitete ich sie, das Herz voll Sehnsuchtsglück, in ihr Hotel zurück, wo sie noch ein paar Stunden schlafen wollte, da sie von der weiten Reise ermüdet war. Um Mitternacht holte ich sie ab und fuhren wir über das glänzende Wasser des Rheins nach der Verbindungsstation. Während die übrigen Reisenden, in Appenweier angelangt, sich nach dem Speise- und Wartesaal begaben, schlug ich Helene einen Gang durch das Dorf vor.

Die Nacht war lau und hell, die Gasse still, kein Licht mehr in den Fenstern der mächtigen Bauernhäuser, deren Schattenrisse sich in stolzen Linien von dem mondklaren Himmel abhoben. Alles schlief. Hand in Hand schritten wir die Gasse entlang. Irgendwo mußte sich ein Ort zum Schweigen und Schwärmen für uns finden. In der Ferne schlug ein Hund an, sein Gebell berührte uns nicht. Da und dort hörten wir vom Stalle her das dumpfe Aufstampfen eines Pferdes oder den weichern Aufschlag eines Viehhufs. Ein kleiner Baumgarten lockte mich abseits, unter dessen schwarzem Geäst hindurch wir die weite Ebene in silbernem Dufte vor uns liegen sahen. Ein stattliches Haus deckte uns vor den Leuten, die allfällig die Straße daherkamen. Eine Pappelallee, deren hohe Schatten einer Heerstraße entlang wie riesige Wächter in die Luft ragten, durchschnitt das flache Gefilde. An einzelnen Wassergräben erhoben Weidenbäume ihre runden Schöpfe, umflirrt vom klaren Licht des Mondes, wenn ein Lüftchen ging. Das weite Feld war rechts und links abgeschlossen von dunkelm Wald, und wie wir nun eine sanfte Bodenwelle erstiegen, sahen wir weit vor uns den Rheinstrom zwischen Pappeln hindurchglänzen.

Wir ließen uns auf den Rasen nieder. Der Boden war noch warm von der sengenden Tageshitze. In die unbestimmte Ferne ging unser Auge, sowie unsere Gefühle sich in unklaren Wogen hin- und herbewegten. Ich nahm ihre weiße Hand und warf einen Blick auf die Perlen, die am Finger schimmerten.

Sie bemerkte es und sprach: „Paul, der Ring freut mich wirklich sehr."

„Weil er dir etwas bedeutet?"

„Nein, weil er etwas ist! . . . Er ist schön! . . . Nun ja, und dein Auge hat ihn gewählt, und deine Liebe hat ihn mir geschenkt!"

„Und was er verheißt?"

„Weißt du, ich habe gelernt, mich mehr mit dem, was ist, zu beschäftigen, als mit dem, was sein wird. Nützen wir den Augenblick voll aus, so macht sich die Zukunft von selbst."

„Du bist sehr praktisch geworden. Aber du hast doch auch Pläne, die weit über diesen Tag hinausgehen."

„Nun ja, den einen, den ich dir genannt habe!"

„Und sonst keine? . . . Ich meinte doch, du solltest noch an etwas anderes denken, was das Ziel meines Wachens und meines Träumens ist."

Eine Feuerkugel funkelte am hohen Himmel auf, glitt im Bogen dahin und wurde vom unendlichen Raum wieder aufgeschluckt.

„So kommen wir aus dem Unendlichen und kehren wieder ins Unendliche zurück wie dieses leuchtende Meteor, das seine Bahn genau so beschreibt, wie es das Naturgesetz bestimmt," sagte sie. „Wird es um uns wohl anders bestellt sein, uns kleine Erdenwürmer?"

„Gewiß, Helene, den ehernen Gesetzen entgehen wir nicht; allein innerhalb des kleinen Gürtels, mit dem das Schicksal unser Leben umschließt, ist es doch uns anheimgegeben, zu wollen und zu wirken. Von unserer Entscheidung hängt es doch ab, ob wir uns bald angehören wollen oder nicht?"

„Und du hast jenes Gesicht im Hydepark vergessen und die Tränen, die du geweint? Wirst du dein Herz loslösen können von ihr, die dich geboren?"

„Wäre ich ein Mann, wenn ich mein ganzes zukünftiges Leben unter den Willen meiner Mutter stellte?"

„Aber denke dir meine Lage! Du wirst doch deine Mutter zu dir nehmen müssen, da sie immer gebrechlicher wird?"

„Gut, dann wird sie sich eben mit Tatsachen abfinden und froh sein über eine Schwiegertochter, die es ihr an nichts fehlen läßt."

„Glaubst du daran? Bei ihrem leidenschaftlichen Wesen?"

„Sie wird, gewiß, sie muß sich drein finden. Die Liebe — ich meine hier deine Liebe — überwindet alles! Machst du mich glücklich, so wird sie es auch."

„Ach könnte ich das glauben!" sagte sie kleinmütig.

„Ja, was soll ich denn, Helene, wenn ich einmal soweit bin, ein eigenes Haus zu gründen? Soll ich zuwarten, bis die Mutter tot ist? . . . Entsetzlich! Da müßte ich ja wünschen, daß sie bald stürbe!"

Helene zuckte zusammen und schwieg. Sie wollte, sie konnte sich vielleicht nicht aussprechen. Sah sie noch andere Schwierigkeiten voraus? Dachte sie an das spärliche Auskommen eines Pfarrherrn? Fürchtete sie sich vor der Zukunft mit mir, indem sie sich uns beide als arme Leutchen und unser Leben als kümmerlich vorstellte?

Solche Fragen gingen mir lange im Kopf herum. Die Ruhe der Nacht wollte nicht über mich kommen. Eben das Unausgesprochene quälte mein Herz.

(Fortsetzung folgt).

Blütenzeit

Wie verzaubert schreit' ich durch die Wege,
Und versonnen sing' ich vor mich hin
Immerfort die gleiche süße Weise,
Daß ich so unendlich glücklich bin!

Stund' um Stunde flieht zum Maienhimmel,
Und es bringt ein Abend wunderklar
Tiefen Frieden meiner jungen Seele,
Die doch einmal arm und elend war.

Durch der alten Bäume stolze Kronen
Sieghaft strahlend noch ein Leuchten bricht;
Ob die Schatten bald herniedergleiten,
Ob sich naht die Nacht — in mir ist Licht!

Wie verzaubert schreit' ich durch die Wege,
Und versonnen sing' ich vor mich hin
Immerfort die gleiche süße Weise,
Daß ich so unendlich glücklich bin!

Mily Egli, Sternenberg.

Meine Hoffnung.

Meine Hoffnung war ein wildes Kind,
Sprang leicht auf's Roß zur Zeit
Und ritt um die Wette mit Wolken und Wind
Und stürzte und kam zu Leid.

Meine Hoffnung ward von stillem Sinn
Und sah im Abendglühn
In allen Fernen, die Träumerin,
Die Wunder der Zukunft blühn.

Nun ist sie eine herbe Frau,
Weiß ein Menschengeschick;
Nur manchmal unter der Braue Grau
Flammt heimlich noch ihr Blick.

Ernst Zahn, Göschenen.